

# FÜR ARBEIT *und* BESINNUNG

**Kirchlich-theologische Halbmonatsschrift**

9. Jahrgang

Stuttgart, 1. Juni 1955

Nummer 11

INHALT

Seite

**SEELSORGE AN SEELSORGERN**

Der Markstein Von Johann Tobias Beck 161

**FÜR DIE STUDIERSTUBE**

Der Tag des Herrn und die Tage der christlichen Werke  
Von Walter Kiefner 162

Zum Thema Liturgie Von Karl Friz 168

X Wilhelm Vischer zum 60. Geburtstag Von Karl Barth 170

**VOM BÜCHERTISCH** 173

Dazu: „*Materialdienst*“ 18. Jahrgang, Nr. 11



IM QUELL-VERLAG

DER EVANG. GESELLSCHAFT · STUTTGART

KARL BARTH:

## Wilhelm Vischer zum 60. Geburtstag

Wilhelm Vischer, der Bahnbrecher der christologischen Exegese des Alten Testaments, wurde am 30. April 60 Jahre alt. Aus diesem Anlaß brachte das Kirchenblatt für die reformierte Schweiz den folgenden Brief Karl Barths an den Jubilar, den wir mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags Friedrich Reinhardt AG. in Basel abdrucken.

Lieber Freund!

Ist es wirklich schon mehr als drei, bald einmal vier Jahrzehnte her, seit wir, ein ganzer kleiner Trupp von damals Jüngeren und Jungen, uns nach neuen Ufern hin in Bewegung setzten? Ja, wir schämen uns dessen bis heute nicht, zuvor bei der literarkritischen, bei der religionsgeschichtlichen Theologie des Jahrhundertanfangs, bei Harnack und in den Räumen der „Christlichen Welt“ gründlich zu Hause gewesen zu sein. Aber nein, wir haben zwar des Unveräußerlichen genug von dort mitgenommen, wir konnten aber dort keine bleibende Stätte finden. So richtig „liberal“ waren wir nie gewesen und so richtig „positiv“ auch nicht, erst recht nicht! Eine Umkehr dahin oder dorthin kam also noch weniger in Frage als ein Stehenbleiben bei dem, was unsere Generation bei den damals „modernen“ Meistern gelernt hatte. Was meinten, was wollten wir denn? Es war wohl so, daß wir uns, zunächst unter dem starken Anstoß des religiösen Sozialismus, aber sofort in einer bestimmten Radikalisierung dieser Bewegung, ganz anders und besser als zuvor durch das Thema alles kirchlichen Tuns und alles theologischen Denkens bestimmen zu lassen beehrten. Und es war dann wohl so, daß wir dabei nach allerlei Herumtasten die simple, wirklich nicht neue Entdeckung machten, es möchte gut sein, statt so viel über die sog. Heilige Schrift mit tunlichster Einfachheit und Entschlossenheit von ihr her, im Dienst des im Alten und Neuen Testament gesprochenen und hörbaren Wortes zu denken und dann auch zu predigen, zu argumentieren, zu theologisieren und auch zu politisieren. Wir wagten geschickt oder ungeschickt den unscheinbaren, aber gewaltigen Versuch des Übergangs vom Vorausdenken zum Nachdenken, dem das Wort der Heiligen Schrift vorangehen sollte. Warum gerade dieses Wort? Weil wir wahrzunehmen meinten, daß es „Christuszeugnis“ sei — will sagen: Zeugnis von der in Christus aufgerichteten gnädigen Herrschaft Gottes über die Welt, die Kirche, uns selber. Wir mußten diesem Zeugnis den Vorrang geben.

Lieber Helmi, es paßte nicht zu dieser Sache, und es paßte auch weder zu Dir noch zu mir, wenn ich jetzt dazu übergehen wollte, Dich zu dem Schritt aus dem sechsten in das siebente Jahrzehnt Deines Daseins ins Angesicht zu rühmen. Aber einiges von Dir muß bei diesem Anlaß gesagt sein. Auf einem der vielfältig verschlungenen Wege jenes theologischen Neuanfangs habe ich eines Tages auch Dir begegnen dürfen: einem ernst-

lich Beteiligten nicht nur, sondern einem durch sein besonderes Charisma wie durch die Eigenart seiner Person, seines Rhythmus, seiner Interessen, durch eine ihn seltsam umgebende Aura deutlich Hervorgehobenen unter all den anderen Beteiligten. Daß Du in Deiner besonderen Weise mit Leib und Seele dabei warst, war von Anfang an nicht zu verkennen, und so dann auch später nicht: auf deiner ganzen Wanderung von Tenniken nach Bethel, nach Lugano, zurück nach Basel und wieder hinaus in den Süden des Tartarin de Tarascon. Und dann hast ja auch Du selbständig die Hand an den Pflug — oder sagt man in Deinem Falle besser: an die Saiten Deiner Harfe? — gelegt und uns eben hinsichtlich des biblischen „Christuszeugnisses“, seines Inhaltes und seiner Maßgeblichkeit, an der Stelle weitergeholfen, an der die ganze uns in unserem Verhältnis zur Schrift widerfahrene Veränderung, hätte sie nicht auch dort Platz gegriffen, in böser Weise problematisch geblieben wäre: Du hast uns auf die Wirklichkeit des Christuszeugnisses des Alten Testaments aufmerksam gemacht. Du hast es wahrhaftig nicht ohne Sinn für dessen Sprache und sonstige historische Bestimmtheit, Du hast es aber entscheidend in einer Weise getan, von deren divinatischer und visionärer Kühnheit sich auch die mit Dir Verbundenen überrascht fanden: im Einzelnen in Exegesen, denen sie wohl in der Sache, denen aber in der Form auch sie nicht immer von Wort zu Wort zu folgen vermochten. Aber Du hast es getan — zuerst Du! —, hast uns an dieser Stelle ein Licht aufgesteckt, hast uns vor das profilierte Geheimnis nicht der sog. Religion, sondern der Geschichte und des Geschichtsverständnisses des alttestamentlichen Israel geführt, wo Deine im herkömmlichen Sinn „exakter“ arbeitenden Fachgenossen (auch die Frommen unter ihnen) uns damals vor oder in tief uninteressanten Sackgassen stehen ließen. Du hattest, auch wenn Du nicht recht hattest, immer noch zehnmal mehr recht als sie mit allen ihren noch so berechtigten Einwänden. Es geschah seither, daß die Situation in der alttestamentlichen Wissenschaft sich merklich verändert hat: man darf wohl sagen, daß sie heute hoffnungsvoller ist als die in der neutestamentlichen! Auf ganz anderen Wegen als den Deinigen, immerhin entscheidend in den Spuren desselben Albrecht Alt, der die gerade von Dir am häufigsten beachtete und angerufene Autorität ist, ist die heutige Wissenschaft vom biblischen Israel in ihren bekanntesten Vertretern zu Einsichten und Ausblicken gekommen, in denen sich die Deinigen, so fremd sie ihnen eben in der Form gegenüberstehen, merkwürdig widerzuspiegeln beginnen. Nur daß es irgendwie an Dir vorbei dazu gekommen ist! Nur daß sie Dich jetzt gänzlich zu verschweigen pflegen! Ob Du Dir das zu Herzen nimmst? Oder ob Du es ihnen, da sie ja in der Sache in der guten Richtung, auf dem guten Weg zu sein scheinen, nachzusehen in der Lage bist? Ich für mich denke daran, wie Du uns in Deinen Predigten zu St. Jakob und wie Du den Basler Studenten von damals einen Geschmack vom Alten Testament zu vermitteln wußtest, neben dem einem das meiste von dem, was man sonst aus diesem Bereich hörte, reichlich blaß und sachfremd vor-

kam. Ich denke auch daran, mit welcher Leidenschaft Du Dich, zu einer Zeit, da das noch alles andere als selbstverständlich war, für die Sache der Juden und also des gegenwärtigen Israel eingesetzt hast. Und so möchte ich die Prophezeiung wohl wagen, daß der Tag kommen wird, der die Zusammenhänge sichtbar machen und an dem man Dir nicht nur unter denen, die Dich aus der Nähe kennen, lieben und schätzen, bessere Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.

Es soll nun — versteh mich recht, lieber Jubilar! — auch das zu Deinem Lob gesagt sein: daß es zugleich leicht und auch gar nicht immer so leicht ist, zu wissen, wie man mit Dir dran ist. Leicht im Blick auf die Mitte und Substanz, nicht so leicht im Blick auf den Umkreis und die Akzidenzien Deines Seins und Wirkens. Du bist uns kein langweiliger, sondern ein höchst interessanter Freund, indem Du so viele Dimensionen hast, zwischen denen man sich dann freilich nicht immer gleich schnell zurechtfindet. Wir kennen Dich als einen freien, kindlichen Troubadour des lieben Gottes, aber doch auch als authentischen Erben und Pfleger altbürgerlich baslerischer Stadt- und Familientradition. Noch hielten wir Dich für rastlos und konzentriert mit der Erforschung der „vorderen“ und „hinteren“ Propheten beschäftigt, und schon mußten wir wahrnehmen, daß Du Dich mit demselben heiligen Eifer den Mysterien des alten und uralten Kirchengesanges zugewendet hattest. Dich erfreute nicht nur Luther, sondern, auf dem Umweg über den Prediger Salomo, doch auch ein Montesquieu. Wir hörten Dich mit strenger Stimme erstaunliche Thesen über Gott und Welt vertreten und waren noch dabei, uns zu überlegen, wie es wohl gemeint sein möchte — und siehe da, wir konnten nicht leugnen, im Hintergrund und ganz von weitem so etwas wie die Trommeln des Fasnacht und also die Anzeige zu vernehmen, daß Du so bitter ernst, wie wir dachten, gar nicht genommen sein wolltest. „Die Lerche stieg am Ostermorgen“ — es schien aber, was sie da droben, „im Blau verborgen“, zu schmettern hatte, einer Art „Ostergelächter“ nicht eben unähnlich zu sein. So mußte man sich wohl auch in der einen oder anderen Deiner Predigten auf ein erstaunliches Nebeneinander von schauerlichen Hinweisen auf die Untaten etwa der Herodianer mit gefühlvollen Abbildungen christlicher Häuslichkeit („die Mutter mit dem Kinde“) gefaßt machen. Und weißt Du noch, wie wir an jenen Samstagen in nun auch schon fernen Jahren, Du auf einem Braunen, ich auf einem Schimmel, durch die Hard galoppierten und wie Du dann einmal am Sonntagmorgen darauf mich und die verwunderte Gemeinde von der Kanzel her mit den Worten: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ begrüßt und angedredet hast? Solches machte und macht Dir keiner nach. Wohl Dir und wohl uns und auch dem Volk, unter dem Du nun das neue Lied in neuer Zunge singst — zu denen, von denen es heißt: „sie zogen mit gesenktem Blick in das Philisterland zurück“, hast Du nie gehört und wirst Du nie hören. Und weil die wirklich nicht zahlreich sind, von denen dieser Vers nicht gelten kann, darum freuen wir uns Deiner Existenz.

Ich schreibe dies auf einem „Hoger“ im oberen Emmental, und durch das Fenster grüßen mich das Stockhorn und der Niesen zur Rechten, Jungfrau, Mönch und Eiger zur Linken. Ihr Gruß sei jetzt an Dich weitergegeben. „Vergiß die teure Heimat nicht!“ Sie vergißt Dich auch nicht. Daß sie, und nicht nur sie, sich über die Fortsetzung und Vollendung Deines „Christuszeugnisses“ freuen würde, weißt Du. Wir lauschen aber gerne auch auf jeden anderen Ton aus Deiner Zauberflöte, den der Wind uns aus der Ferne zutragen mag. Es wird immer ein Ton sein, den so sonst keiner von uns hervorbringt. Wir sind dankbar dafür, daß Du da bist.

Dies wollte ich Dir zu Deinem 60. Geburtstag gesagt haben.

Dein *Karl Barth*

## VOM BÜCHERTISCH

Walther Zimmerli: Erkenntnis Gottes nach dem Buche Ezechiel. Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments 27. Zwingli-Verlag, Zürich, 1954. 75 Seiten, broschiert 8,50 DM.

Die Arbeit ist eine form- und traditionsgeschichtliche Studie über den im Buch Ezechiel auffallend häufig verwendeten und zur stereotypen Formel gewordenen Satz „Und ihr werdet erkennen, daß ich Jahwe bin“. Auf Grund einer eingehenden Strukturanalyse wird gezeigt, daß diese Gotteserkenntnis nicht als Ergebnis menschlicher Anstrengung, sondern als Ziel und Folge göttlichen Handelns zu verstehen sei, die im Gegenüber zu einem von Gott gewirkten Geschehen zustandekommt und zugleich die Anerkennung Jahwes mit einschließt. In der Annahme, daß es sich in beiden Aussagen jenes Satzes jeweils um geprägte „Formeln“ handle, verfolgt der Verfasser zunächst die „Erkenntnisaussage“ in ihren verschiedenen Zusammenhängen im A.T. (z. B. im prophetischen Gottesbescheid, der priesterlichen Erhörungsversprechen und in heilsgeschichtlichen Erzählungszusammenhängen) und glaubt ihre Herkunft aus dem „Zusammenhang mit dem Phänomen des Beweiszeichens“ im gerichtlichen Geschehen und der Gottesbefragung besonders in „Kampflagen geschichtlicher Entscheidungen“ ableiten zu können (S. 56). Wenn diese breit angelegten und sorgfältig durchgeführten Untersuchungen trotz vieler wertvoller Einzelbeobachtungen als Ganzes nicht restlos überzeugend wirken, so liegt das daran, daß die verschiedenartigen und weitreichenden Aussagen über die einzelnen Erkenntnisvorgänge im A.T. sich kaum auf eine „Erkenntnisformel“ zurückführen lassen, deren Herkunft dann auf formgeschichtlichem Wege zu ermitteln wäre. Die Mannigfaltigkeit der Aussagen über Erkennen sträubt sich gegen eine solche schematische Vereinfachung und Verengung der Gesichtspunkte.

Die Formulierung des Erkenntnisinhalts — vom Verfasser als „die strenge Erkenntnisaussage“ bezeichnet — wird unter Bezugnahme auf des Verfassers Aufsatz über „Ich bin Jahwe“ in der Festschrift für Alt (Vgl. meine Besprechung, „Für Arbeit und Besinnung“ 1954, Seite 80) als Selbstvorstellungsformel im Zusammenhang der Theophanierede und des gottesdienstlichen Aktes der Bundesschließung aus dem Bereich der „feierlichen Gemeindeanlässe“ abgeleitet und die Bedeutung der Verbindung beider Erkenntnisaussagen für das Gesamtverständnis des Prophetenwortes im Buch Ezechiel fruchtbar gemacht, das die Verkündigung der Selbstoffenbarung Gottes in der auf das Vernichtungsgericht an Israel und seine Neuschöpfung hin ausgerichteten Geschichte zum Gegenstand hat. Auch wenn man den Wunsch hat, daß hier die Konturen gelegentlich schärfer und die Linien der gemeinsamen Traditionsgrundlagen weiter ausgezogen sein möchten, wird man den aufschlußreichen und theologisch tiefdringenden Ausführungen des Verfassers gerne und mit Gewinn folgen.

Artur Weiser